

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 2

Artikel: Das Genie und Ich : zum 100. Geburtstag Albert Schweitzers am 14. Januar 1975
Autor: Laubi, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-621166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS GENIE UND ICH

Zum 100. Geburtstag Albert Schweitzers am 14. Januar 1975

Sie werden sagen: Eine Photo, einmal geknipst, entwickelt und kopiert, bleibe immer die gleiche Photo. Das stimmt nicht. Ueber meinem Schreibtisch hängt die Photographie eines alten Mannes. Sein Gesicht ist zerfurcht. Ein grosser Schnauz verdeckt den Mund. Die Augen aber lächeln mir schelmisch und aufmunternd zu. Das war nicht immer so. Hören Sie selbst:

Die Klasse 3 m im Schulhaus «Zur Mücke» in Basel genoss einen denkbar schlechten Ruf. «Ihr habt weder Interessen noch Ideale», knurrten die Lehrer, «kein Ziel und keine Vorbilder.» Das war gelogen. Zwei Drittel von uns wollten Ferdi Kübler oder Hugo Koblet werden. Der Rest splitterte sich in Anhänger von Max Knapp, Freddy Knie und Winston Churchill (der Zigarren wegen) auf. Nur ich hatte mich noch nicht entschieden.

Da hastete eines Nachmittags unser geplagter Singlehrer in die Aula. «Ich habe Ausserordentliches erlebt», rief er, und seine Augen glänzten. «Im Tram sass ich einem etwa Sechzigjährigen mit altmodischem Anzug und hohen Schuhen gegenüber. Den hatte ich doch schon einmal gesehen! Ein Gemeinderat von Rothenfluh? Oder ein Volksschullehrer aus Waldenburg? Das ist doch nicht...? – Entschuldigen Sie! Sind Sie Albert Schweitzer? – Er lächelte, nickte: Ja, der bin ich.»

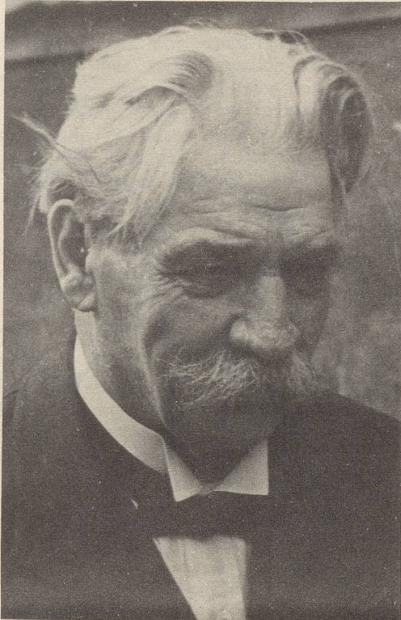
Man sang nicht in jener Stunde. Ernst Müller erzählte uns vom Orgelvirtuosen, Bachbiographen, Theologen, Philosophen und Urwaldaarzt Schweizer, der aus Sparsamkeit vor einer halben Stunde statt mit dem Taxi per Tram durch die Stadt gefahren war.

Da hatte ich mein Vorbild, und mit ihm das Ziel: Afrika! Die Sahara! Ich, ein Wohltäter der Menschheit, würde die Wüste bewässern, eine Wasserleitung vom Mittelmeer in die Einöde bauen und mit Humus aus dem Bernbiet und Kirschbäumen von Riehen einen fruchtbaren Garten für die Neger anlegen.

Hinter dem schützenden Rücken meines Vordermannes zeichnete ich in der Geographiestunde das Projekt in den Atlas. Beim dritten Kirschbaum traf mich die Kreide des Lehrers: «Aufpassen, Laubi! Nicht träumen!»

Afrika entschwand. Und Albert Schweitzer blickte von der Photo, die ich aus einer Zeitung geschnitten hatte, streng auf mich hinunter.

Trotzdem wagte ich einige Jahre später eine zweite Annäherung. Diesmal an den Künstler Schweizer, an den Organisten, den Mitbegründer der Pariser Bachgesellschaft und den Autor aufsehenerregender Bücher über den Thomaskantor und die Orgelbaukunst. Also bearbeitete ich in meinem Welschlandjahr jeden Samstagnachmittag Madame Barblans Harmonium, dieweil



meine Lehrerin in der Küche hantierte und mein Tun mit schriller Stimmezensurierte: «Terrible! Faut! Quelle catastrophe!» Trotz dieses wenig ermutigenden Kommentars wagte ich in der kleinen Deutschschweizer Kirche am Genfersee mein Début: Improvisationen als Eingangs- und Händels «Largo» – nach dem Gottesdienst von gutmeintenden Kirchgängern als Variationen von Wagner gedeutet – als Zwischenspiel nach der Predigt. Das Ausgangspiel überliess ich der Frau Pfarrer, deren gütiger Blick mich nicht darüber hingewätschzte, dass dies mein erster und letzter Auftritt als Orgelvirtuose gewesen sei. Madame Barblan schaute mich am nächsten Samstag streng an; aber noch vernichtender war Albert Schweitzers Blick vom Bild an der Wand.

Ich wagte dann die Abendmatur, das Werkstudium und bildete mir etwas auf meinen Fleiss und meine Leistung ein. Aber nur solange, bis Schweitzers Lebenswerk mir deutlicher wurde. Er hatte gleich an zwei Fakultäten studiert, als Philosoph doktoriert und sich als Theologe in Strassburg habilitiert. Daneben war er Orgelschüler Widors und fand noch Zeit, seinen Neffen Paul Sartre, den späteren Schöpfer des französischen Existentialismus, im Kinderwagen von der Rue Mignard ins Bois de Boulogne spazieren zu führen. Dann entschloss er sich fürs Medizinstudium, blieb gleichzeitig Privatdozent und schrieb währenddem drei grundlegende Werke über die Jesus-, die Paulus- und die Bachforschung. Er ging nach Lambarene, kam als Kriegsgefangener

nach Europa zurück, schrieb weitere fünf Bücher und reiste abermals nach Afrika. Mit Kisten voll Medikamenten und zwei Kartoffelsäcken voll Briefen. Er beantwortete sie alle. Nachts, nach den Operationen, den Bauarbeiten, der Nahrungsbeschaffung. Dreimal baute er im ganzen sein Spital neu auf. Und als Neunzigjähriger sagte er: «Wir haben jetzt hier zweihundachtzig Gebäude, und wir bauen immer noch neue. Es muss aber sein, denn es kommen immer mehr Kranke zu uns.»

Unter den funkelnden Augen des alten Mannes auf der Photographie über meinem Arbeitstisch kam ich mir wie ein Zwerg vor.

Dann aber, als ich eines Abends in Schweitzers «Aus meinem Leben und Denken» las, stieß ich auf die Worte: «Nur derjenige, der sein Vorhaben als etwas Selbstverständliches, nicht als etwas Außergewöhnliches empfindet und der kein Heldenhumor, sondern nur in nüchternem Enthusiasmus übernommene Pflicht kennt, besitzt die Fähigkeit, ein geistiger Abenteurer zu sein, wie sie die Welt nötig hat. Es gibt keine Helden der Tat, sondern nur Helden des Verzichtens und des Leidens.»

Ich betrachtete die Photo und sah nicht mehr das Genie, sondern den Menschen Schweizer. Ich sah, wie er einen Regenwurm aufhob und ins Gras legte, damit er nicht verdorre, und hörte ihn sagen: Ehrfurcht vor dem Leben haben, das kannst du so gut wie ich. Es wurde mir bewusst, dass er trotz seiner überdurchschnittlichen Fähigkeiten den Durchschnitt nie gering achtete. So hielt er einen seiner Klavierschüler an, neben Bachwerken für ältere Verwandte das «Gebet einer Jungfrau» zu üben. Er redete die Sprache dessen, der vor ihm stand. Zu einem Theologiestudenten, dem die Dogmatik Schwierigkeiten bereitete, sagte er: «Weisch, wenn der Herrgott in Dogmatik geprüft worden wäre, so wäre er bestimmt durchgefallen.» Als er am 1. August 1925 mit Schweizern zusammen auf einer Sandbank am Ogowe den Geburtstag der Eidgenossenschaft feierte und ein Feuer entzündet wurde, erklärte er den Negern: «En Suisse, sur tous les bancs de sables brillent aujourd’hui des grands feux.» Goebels, der ihn zu ködern suchte und ihm ein Ordinariat im Tausendjährigen Reich «mit deutschem Gruss» anbot, erteilte er eine höfliche Absage, unterschrieben mit: «Mit zentralafrikanischem Gruss, Albert Schweizer.» Und für seinen Elsässer Humor eine Anekdote unter vielen: Als er in Paris einigen Zeitungen ein Interview über sein Leben gewährt und dafür ein gutes Honorar bekommen hatte, lud er einige Freunde zu einem Essen ein und sagte: «Hitte z’ow tüen mer mein Nekrolog verfrässle!»

An jenem Abend hängte ich Albert Schweitzers Photo tiefer. Seither lächelt er mir zu.